

Eine Anamnese des Unbeschreiblichen

Johannes Spies

Das Schreiben über KZ-Haft und Folter war nicht jedem Schriftsteller möglich, der unter der nationalsozialistischen Herrschaft zu leiden hatte. Beispielsweise fand der aus Vorarlberg stammende Literat Max Riccabona bis zu seinem Ableben keine Sprache für seine Erlebnisse im Konzentrationslager Dachau. Der Schriftsteller Jean Améry (1912–1978), ebenfalls mit Vorarlberger Wurzeln, war nicht nur Zeitzeuge des Aufstiegs des Nationalsozialismus sondern auch Widerstandskämpfer und aufgrund seines jüdischen Hintergrunds - eine Beschreibung, die ebenso auch auf Riccabona zutrifft - Opfer der Terrorherrschaft.

In seinem 1966 erstmals erschienenen Essayband „Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten“ unternimmt Améry den aus seinem subjektiven Erfahrungsschatz geprägten Versuch einer Beschreibung der Erfahrungen und Erlebnisse mit dem, wie der Schriftsteller es beschreibt, „radikalen Bösen“. Stimulus und Triebkraft waren dem Autor die Weigerung hinzunehmen was geschah, aber auch mit Leidenschaft und Emotion aufzuklären. Amérys Band gliedert sich, nebst Vorbemerkungen, in fünf thematisch getrennte Essays, deren Gemeinsamkeit in der Aufarbeitung der „Opfer-Existenz“ liegt.

In „An den Grenzen des Geistes“ beschreibt der Schriftsteller das Verhältnis bzw. die Wechselwirkung von Intellektualismus und KZ-System. An dieser Stelle sei angemerkt, dass Améry, Häftling in Auschwitz, Buchenwald und Bergen-Belsen, nicht beabsichtigte einen Dokumentarbericht zu verfassen, sondern viel mehr die Konfrontation der beiden Geisteshaltungen in den Vordergrund zu stellen versuchte. Intellektuelle waren nach Améry innerhalb des KZ-Systems einer besonders prekären Situation ausgeliefert, welche sich mitunter zu einem existentiellen Fundamentalproblem entwickeln konnte. Während Handwerker beispielsweise zu Tätigkeiten, die eine spezifische Qualifikation erforderten, herangezogen werden konnten, blieb für Intellektuelle vielfach nur mehr simple und harte körperliche Arbeit zu verrichten. Auch, so Améry weiter, war der Intellektualismus den KZ-Häftlingen auf einer transzendenten, die Lagergrenzen überschreitenden Ebene reichlich wenig Hilfe. Während überzeugte Christen und Marxisten Idealbilder, an welche sie zu glauben bereit waren, als auch konkrete Heilserwartungen besaßen, blieb Intellektuellen

nicht einmal der Bildungshintergrund von den Nationalsozialisten unberührt, vereinnahmten und verfälschten diese doch den „deutschen“ Bildungskanon. Der „Geist“, schließt Améry, war kein Mittel zur Bewältigung der Situation eines intellektuellen Häftlings.

Im zweiten Essay „Die Tortur“ berichtet Améry von dessen Inhaftierung infolge einer Festnahme wegen Verteilens antinazistischer Flugblätter in der Festung Breendonk in Belgien. Was Améry dort widerfuhr entbehrt jeder Beschreibbarkeit. Insofern lehnt der Autor auch Hannah Arendts Ansatz einer „Banalität“ in Verbindung mit dem Nationalsozialismus fundamental ab. Die Folter durch „Pfahlhängen“ - einer Methode, bei welcher die Schultergelenke ausgehängt werden und Auspeitschen zeigt nicht nur die absolute Hilflosigkeit eines Häftlings, sondern auch dessen Entfremdung von der Welt eindrücklich - ein Erlebnis, das Améry als „unheilbare Verwundung“ beschreibt.

In weiterer Folge gelangt der Leser zum Traktat „Wieviel Heimat braucht der Mensch?“ - einer grundlegenden, zeitunabhängigen Fragestellung mit stark identitärem Unterton. Vorweggenommen sei Amérys endliche Bemerkung, dass der Mensch viel Heimat benötigt, mehr jedenfalls, als dies eine kosmopolitische Grundposition bieten könne. Hier liegt auch die, gerade in Zeiten der fortschreitenden europäischen Integration, aktuelle Qualität des Aufsatzes. Améry flüchtete 1938 über die „grüne“ Grenze nach Belgien. Seiner Auseinandersetzung mit der Fragestellung legt der Autor die Idee zu Grunde, dass für einen geistigen Überbau und dessen Gedeihen ein identitärer Unterbau vorhanden zu sein hat. Heimatersatz fand Améry keinerorts, setzt er doch die Begriffe „Heimat“ und „Sicherheit“ gleich. Auch Amérys angestammte Heimat wurde ihres zuvor genannten Unterbaus verlustig, entwickelte sich diese doch zur „Feindesheimat“, was eine Begegnung mit einem SS-Mann vor Augen führte. Auch Amérys Verhältnis zur Muttersprache veränderte sich zusehends, veränderte sich diese doch zur „Feindessprache“. Schlussendlich folgert der Autor, dass es für Heimat keinen Ersatz gibt. Deren Entbehrung stellt einen unwiederbringbaren Verlust dar - vor allem, wenn die bevorstehende Zukunft absehbar begrenzt erscheint.

Ein Ressentiment lässt sich verkürzt als psychologisches Mittel zur Bewältigung multikausaler Sachverhalte beschreiben. Jean Améry hatte in der Tat, der Leser mag nach der Lektüre des Bisherigen zustimmen - einiges zu bewältigen. „Ressentiments“ ist daher der passende Titel der vorletzten Abhandlung, die Améry nach einer tiefgehenden

Introspektion eine „radikale Analyse“, eine Beschreibung der „subjektiven Verfassung des Opfers“ nannte. Der Schriftsteller legt darin seine Vorurteile gegenüber der Vergangenheitsbewältigung nach 1945, der Kontinuität von Antisemitismus, dem Umgang mit einerseits NS-Opfern im Nachkriegsdeutschland und andererseits den Tätern dar. Amérys Abhandlung gipfelt in der strikten Ablehnung von Selbstmitleid und der Versöhnungsbereitschaft der NS-Opfer, plädiert er doch vielmehr für eine eingehende Beschäftigung mit der eigenen Vergangenheit und dem Versuch einer offensiven Bewältigung derselben.

Améry schließt mit der Erörterung „Über Zwang und Unmöglichkeit Jude zu sein“. Alleine der gewählte Titel zeigt schon eindrücklich, in welchem psychosozialen Spannungsfeld Améry hier schrieb. Der Essay handelt von Amérys Missbefinden beim Gefühl der Inklusion in das Judentum, dem eine psychosoziale Disposition, aus der KZ-Haft erwachsen, zugrunde liegt. In religiösen Belangen Agnostiker schließt der Autor das Judentum als Lebensentwurf und Weltdeutung aus. Zeitgleich sah Améry sich jedoch durch die nationalsozialistische, rassistische Definition des Judentums demselben (zwangszugehörig) - eine Zuschreibung, welche Améry als „Urteil“ empfand.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Jean Améry mit dem Essayband dem Leser ein weites Feld seiner persönlichen Erfahrungen eröffnet und gleichzeitig seine ethischen und philosophischen Determinanten darlegt. Vor allem aufgrund des den Autor auszeichnenden Stils und der verwendeten Sprache beschreibt dieser die Thematik treffsicher. Zu keinem Zeitpunkt ist der Leser verführt den Pfad der Erzählung zu verlassen - zu genau trifft Améry thematisch und sprachlich mit seinen „Bewältigungsversuchen“, die seinem eingangs erwähnten Kollegen Riccabona Zeit seines Lebens verwehrt blieben.